

ANNE PERRY
Das Spiel des Verräters



Buch

1933: In einem Hotel an der Amalfiküste lernt die englische Fotografin Elena Standish den charman-ten Ian Newton kennen. Ihr romantisches Abend-essen endet jedoch mit einem grausigen Fund: eine Leiche im Wäscheschrank. Ian erhält daraufhin ein rätselhaftes Telegramm und bricht überstürzt nach Berlin auf. Elena beschließt, ihn bis Paris zu begleiten und von dort aus nach London zurückzukehren. Doch im Zug wird Ian niedergestochen. Mit dem letzten Atemzug kann er Elena noch anvertrauen, dass er für den britischen Geheimdienst MI6 arbei-tet. Sie soll an seiner Stelle nach Berlin fahren, um ein Attentat zu verhindern, das eine internationale Krise auslösen könnte. Aber Elena kommt zu spät und wird in ein tödliches Katz-und-Maus-Spiel ver-wickelt ...

Weitere Informationen zu Anne Perry
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Anne Perry

Das Spiel des Verräters

Kriminalroman

Aus dem Englischen
von Peter Pfaffinger

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel »Death in Focus«
bei HEADLINE PUBLISHING GROUP, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juni 2021

Copyright © der Originalausgabe 2019 by Anne Perry

Published by Arrangement with ANNE PERRY LTD.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH,
30161 Hannover.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2021

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur GmbH, München

Umschlagmotive: Frau: Steve Peets/arcangel images;

Berlin und Himmel: FinePic®, München

Redaktion: Ilse Wagner

LS · Herstellung: kw

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49103-2

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*Für Anna Maria Palombi,
die mich in Neapel eingeführt hat*

Personenliste

Elena Standish – Fotografin

Margot Driscoll – Elenas ältere Schwester, Kriegswitwe

Charles Standish – Elenas und Margots Vater, Botschafter

Katherine Standish – Elenas und Margots Mutter

Ian Newton – Journalist

Walter Mann – Journalist

Lucas Standish – Elenas und Margots Großvater

Josephine – Elenas und Margots Großmutter

Peter Howard – Mitarbeiter des MI6

Pamela Howard – seine Frau

Roger Cordell – Kulturattaché bei der britischen Botschaft in Berlin

Winifred Cordell – seine Frau

Cecily Cordell – Rogers und Winifreds Tochter

Winston Churchill – Politiker, zur Zeit der Handlung außer Dienst

Jerome Bradley – Präsident des MI6

Cossotto – MI6-Agent in Italien

Jacob Ritter – amerikanischer Journalist

Zillah Hubermann – hilft Verfolgten des Naziregimes

Eli – Zillahs Mann, Chemiker

Marta – Haushälterin der Hubermanns

Adolf Hitler – Reichskanzler von Deutschland

Joseph Goebbels – Reichsminister »für Volksaufklärung und Propaganda« unter Hitler

Kommandant Beimler – ranghoher Berliner Polizist

Mitzi Kopleck – alte Freundin von Katherine in Berlin

Kurt Weißmann – Cecily Cordells Verlobter, Mitglied der Gestapo

Max – Fälscher von Dokumenten

1

1933

Elena kniff die Augen zusammen. Allzu sehr blendete die vom Meer reflektierte Sonne sie. Es war warm an diesem Mainachmittag und das Licht hier in Amalfi so viel weicher als daheim an der englischen Küste. Vor dem Himmel bogen sich Bougainvilleen-Zweige unter ihren leuchtenden Blüten, ein Feuer aus Lila und Magenta, auch wenn sie keinen Duft verströmten. Sie hingen über antiken Mauern, wunderschönen alten Steinhäusern und beschatteten die Stufen, die zur sanft plätschernden See hinunterführten. Auf dem zweitausend Jahre alten Mosaikfliesenboden spielten Kinder mit Murmeln. Über all dem schwebten Möwen im Wind und hielten Ausschau nach Leckerbissen.

Elena beobachtete eine Frau in einem roten Kleid, die weiter unten auf dem Plateau des steilen Hügels nach ihrem eigenen Rhythmus vor sich hin tanzte. Vielleicht war sie aus der Zeit gefallen, hier, in dieser herrlichen Stadt am Rande des Mittelmeers, die schon die Caesaren fort von den Reichtümern und Intrigen Roms gelockt hatte.

»Glauben Sie, dass sie echt ist?«, fragte hinter ihr ein

Mann mit einem sanften Lachen in der Stimme. »Oder könnte sie womöglich nur das Gespinst einer überhitzten Fantasie sein?«

Elena drehte sich um. Er war deutlich größer als sie. In seinem dichten kastanienbraunen Haar schimmerte das Sonnenlicht. Sein Gesicht lag im Schatten, doch immerhin konnte sie die markanten Konturen erahnen.

»Oh, sie ist durchaus echt«, erwiderte Elena mit einem breiten Lächeln. »Warum? Wäre eine Vision besser?«

»Höchstens für kurze Zeit. Am Ende setzt sich immer die Realität durch. Sonst würden die Leute einen für verrückt halten.«

»Oje«, seufzte Elena, die nur mit Mühe eine ernste Miene wahrte. »Und ich dachte schon, in einem roten Kleid zu tanzen sei der Inbegriff von Vernunft.«

Der Mann zuckte mit den Schultern. »Selbst eine alte Frau mit einer Tüte Zwiebeln wäre interessanter als die meisten Teilnehmer dieser Wirtschaftskonferenz, die ich hier verfolgen muss.«

Jetzt platzte das Lachen aus Elena heraus. »Ich werde Margot erzählen, was Sie gesagt haben!«

»Margot? Ist das ihr Name?«

»Wenn eine Frau in einem roten Kleid ganz allein einfach drauflostanzt, kann das nur meine Schwester Margot sein.« Sie sagte das voller Bewunderung, und einen Moment lang wünschte sie sich, selbst die Gestalt dort unten zu sein.

Der Mann blinzelte sie unsicher an, als wüsste er nicht so recht, ob er ihr glauben sollte.

Elena bemerkte seine Verwirrung und brach erneut in Lachen aus. »Doch, wirklich.«

Margot war ihre ältere Schwester, die aus einer bloßen Laune heraus zu dieser öden Konferenz mitgekommen war. Ihr war langweilig gewesen, und weil sie irgendwann ohnehin nach Amalfi hatte reisen wollen, hatte sie angeboten, Elena zu der Konferenz zu begleiten, wo diese Aufnahmen von den Teilnehmern machte. »Ist doch lustiger, wenn wir gemeinsam hinfahren«, hatte Margot gemeint. Und in dem leicht geringschätzigen Ton, den sie immer anschlug, wenn von der Arbeit ihrer Schwester die Rede war, hatte sie hinzugefügt: »Schließlich kannst du nicht die ganze Zeit knipsen!«

In Margots Augen stellte Elenas Beruf ein Hobby dar, das ein bescheidenes Einkommen einbrachte. Doch sie erkannte an, dass das Fotografieren im Fall ihrer Schwester eine Leidenschaft war, von der sie selbst nichts verstand.

Elena hatte Margots Vorschlag nichts entgegenzusetzen gehabt. Ihre Schwester kannte sie einfach zu gut und durchschaute sie meistens schnell, besonders wenn Elena sich unbehaglich fühlte und ihr irgendwelche Notlügen auftischte. Vielleicht lag das am Altersunterschied.

Natürlich war Margot auch über Aiden Strother im Bilde, obschon nicht in allen Einzelheiten. Die kannte außer Elena niemand, auch wenn der eine oder andere zweifelsohne etwas ahnte. Gleich nach dem Studium hatte Elena eine höhere Stellung im Außenministerium angenommen, was sie nicht nur ihren hervorragenden

Leistungen verdankte, sondern auch dem Einfluss ihres Vaters, der viele Jahre lang als britischer Botschafter in den bedeutendsten Städten Europas gedient hatte, insbesondere in Berlin, Paris und Madrid.

In Aiden hatte Elena sich verliebt, als sie für ihn gearbeitet hatte. Kein Wunder: Er war charmant, gut aussehend, humorvoll und intelligent. Hochintelligent sogar. Tatsächlich hatte er sie alle zum Narren gehalten – sogar Elena! Doch sie war zu bezaubert von ihm gewesen, um auf die Zeichen zu achten, die ihr erst jetzt, im Nachhinein, ins Auge stachen. Er hatte sie alle nach Strich und Faden betrogen, und sie war auch noch so naiv gewesen, ihm dabei zu helfen – wenn auch unwissentlich. Im Rückblick schämte sie sich für ihre eigene Dummheit in Grund und Boden. Das einzige Gute an dem Ganzen war, dass niemand sie als Komplizin betrachtete, sondern nur als unerfahrenes und unglaublich naives junges Ding.

Gleichwohl hatte man sie vor die Tür gesetzt, so peinlich und beschämend das auch für Charles, ihren Vater, gewesen war. Er hatte immer geglaubt, dass von seinen beiden Töchtern sie diejenige wäre, die in seine Fußstapfen treten und im Auswärtigen Amt so hoch hinaufgelangen konnte, wie das einer Frau nur möglich war. Elenas kurze Vernarrtheit in Aiden stand nach wie vor zwischen ihr und ihrem Vater. Sie hatte sich grober Dummheit schuldig gemacht und das auch nie geleugnet. Noch immer tat es ihr weh, wenn dieses Thema erwähnt wurde. Mit Liebeskummer hatte das allerdings nichts zu tun, auch nicht mit dem Ende einer Illusion,

sondern einzig und allein damit, dass sie dumm gewesen war und alle enttäuscht hatte, insbesondere sich selbst.

Seine ältere Tochter Margot hatte Charles nie wirklich verstanden, sie jedoch seit jeher geliebt und bewundert. Und er hatte von Anfang an gespürt, welch verzehrende Trauer ihr Leben ersticken ließ, als ihr Mann, mit dem sie nur eine Woche lang verheiratet gewesen war, in den letzten Kriegswochen fiel.

Allein auf dem Plateau am Hügel, hatte Margot mittlerweile aufgehört zu tanzen und sich darangemacht, langsam die Stufen zu erklimmen. Während sie sich Elena und dem jungen Mann näherte, verschwand sie hin und wieder hinter einer gewundenen Mauer oder einer der in verschwenderischen Farben blühenden Laubengänge.

»Sagen Sie mir bloß nicht, dass sie von Beruf Ökonomin ist.« Der Mann, nach wie vor mit einem Lachen in der Stimme, wurde leiser, als spürte er, dass Elena in diesem Moment nicht ganz bei der Sache war.

Selbst fünfzehn Jahre nach dem Krieg litt jeder immer noch unter seinem eigenen Kummer – sei es der Verlust eines Menschen oder vielleicht einer Hoffnung, eines Gefühls von Unschuld – und unter Angst. Schwermut lag in der Luft, in der Musik, im Humor, ja sogar in dem herrlichen, jetzt aber verblassenden Licht.

»Ganz bestimmt nicht.« Elena wahrte einen heiteren Ton, auch wenn es sie einige Mühe kostete. »Und bitte fragen Sie mich nicht, ob ich eine bin.«

»Ich würde nicht mal im Traum daran denken.« Der Mann reichte ihr die Hand. »Ian Newton. Wirtschaftsjournalist. Manchmal.«

Sie ergriff seine Hand, die sich kräftig und warm anfühlte und die ihre fest drückte. »Elena Standish. Fotografin. Manchmal.«

»Sehr erfreut.« Er ließ ihre Hand los.

»Und die Frau dort unten ist meine Schwester, Margot Driscoll«, erklärte Elena.

»Nicht Standish ...? Ist sie mit ihrem Mann hier?«

»Margot ist Witwe. Ihr Mann Paul ist im Krieg gefallen.«

Ian Newton nickte. *Natürlich* ... Mit einer Situation wie dieser wurde man immer wieder konfrontiert, sogar jetzt noch, fünfzehn Jahre nach Kriegsende. Sein Blick wanderte hinüber zu Margot, die in einer von überzähligen Frauen bevölkerten Welt dazu verdammt war, allein zu tanzen.

»Möchten Sie und Mrs Driscoll heute Abend mit mir speisen?«

Elena antwortete für sie beide. »Gern. Vielen Dank. Wir sind im Santa Catalina abgestiegen.«

»Ich weiß.«

»Sie wiss...?«

»Sicher. Ich bin Ihnen hierhergefolgt.«

Elena war sich nicht sicher, ob sie ihm glauben sollte, aber die Vorstellung gefiel ihr. »Um acht? Im Speisesaal?«

»Ich werde auf Sie warten«, antwortete Ian, dann wandte er sich ab und entfernte sich, den Rücken durchgestreckt, mit lässigen Schritten hügelaufwärts.

Im nächsten Moment tauchte Margot neben Elena auf. Äußerlich hätten die zwei Schwestern nicht unter-

schiedlicher sein können. Margot hatte dunkle Augen und schwarzes, wie Seide glänzendes Haar. Sie war schlank und wirkte immer elegant, egal, was sie trug. Elena war von gleicher Größe und besaß eine gewisse Anmut, die jedoch diejenige von Margot nicht erreichte. Ihre Augen waren von einem ganz gewöhnlichen Blau, ihr Haar hellbraun, fast blond. Im Vergleich zu ihrer aufsehenerregenden Schwester machte sie einen beinahe farblosen Eindruck.

»Träumst du wieder mit offenen Augen?«, fragte Margot mit kaum verhüllter Gereiztheit. Sie vergaß nur selten, dass sie mehrere Jahre älter war. »Wenn du eine seriöse Fotografin sein willst, wirst du ein paar ordentliche Aufnahmen schießen müssen, und da wirst du mit bloßem Herumstehen nicht weit kommen.«

»Ach, ich weiß nicht«, erwiderte Elena geduldig. Sie war es gewohnt, von Margot geschockt zu werden, wusste aber auch, dass ihre Schwester das aus Liebe und Besorgnis tat. »Ich habe schon zwei Bilder von einer Frau im Kasten, die dort unten getanzt hat, ganz allein und in einem knallroten Kleid. Leicht verrückt, aber eine hübsche Studie.«

In Margots Augen blitzte Zorn auf. »Gib sie mir.«

»Sei nicht albern!«, schnaubte Elena. »Ich verschwende doch keinen Film für dich. Es macht mir nur Spaß, dir dabei zuzuschauen, wie du dich vergnügst.« Und das war die Wahrheit.

Liebevoll legte Margot ihrer Schwester den Arm um die Schultern, und schweigend stiegen sie den Hügel hinauf zum Hotel.

Nach dem Mittagessen ging Elena nach draußen. Sie hoffte, ihr würden ein paar Bilder gelingen, auf denen sie die Schönheit Amalfis einfangen konnte. Es war eine sehr alte Stadt, die einst zu den größten Häfen am Mittelmeer gezählt hatte. Der Ort verströmte eine Aura von Beständigkeit und stellte damit einen paradoxen Kontrast zur fieberhaften Glückseligkeit der Urlauber dar, die der Realität für eine kurze Saison zu entkommen suchten. Hier schmolz das alles umhüllende Grau der Wirtschaftskrise in der Sonne. Aus den Bars drang amerikanische Musik, die mit ihren betörenden Melodien und den raffinierten, bittersüßen Texten die Atmosphäre dieses Städtchens in vollkommener Weise erfasste. Elena stellte sich vor, wie sie in den Armen des jungen Mannes mit dem kastanienbraun schimmernden Haar dazu tanzte.

Aber welches Bild würde die Brüchigkeit zeigen, die ebenfalls auf diesem Ort lastete? Sie war trotz seiner Schönheit überall zu spüren. Elena hatte aufrüttelnde Fotografien von Hunger und Hoffnungslosigkeit gesehen, von Menschen, die gegen Übermächtiges ankämpften – und sie hatten sie zu Tränen gerührt. Aber wie ließ sich die Atmosphäre hier einfangen? Sie brauchte unbedingt den Vesuv im Hintergrund, die Verkörperung jener schlafenden Katastrophe, die in jedem Bild zu sehen war. Es war fast zweitausend Jahre her, dass dieser Vulkan Pompeji und Herculaneum mit Feuer und giftigen Gasen heimgesucht und sie mit seiner brennenden Lava zugedeckt hatte – seitdem schien er nur auf die nächste Möglichkeit zu einem Ausbruch zu lauern.

Elena stellte sich eine Libelle in der Sonne vor. Ein Wesen, das ein herrliches Leben führte – eine kurze Zeit lang. Sie brauchte ein Gesicht, das dieses Phänomen widerspiegelte: einerseits unbändige Lebensfreude, andererseits das Wissen um die eigene Vergänglichkeit. Irgendwo musste es dieses Gesicht geben, sie benötigte nur genügend Fantasie, um es zu erkennen. Wie konnte sie erreichen, dass die Kamera mit ihrem Schwarz und Weiß Licht und Schatten darstellte und trotzdem all die Nuancen der Farben erfasste?

Die Sache mit den Farben war der Grund, warum sie Margot nicht fotografiert hatte, als diese in Rot gekleidet getanzt hatte. Um auszudrücken, was sie sagen wollte, hätte das Bild eine Explosion von Farben gebraucht. Eine in trotziges Scharlachrot gehüllte Frau, die sich allein und in ihrem eigenen Rhythmus bewegte. Das war das perfekte Bild von einer Million Frauen in Großbritannien – eigentlich fast zwei Millionen –, die als »überzählig« bezeichnet wurden. Gemeint war damit das Verhältnis zum Bedarf, denn es gab keine Männer, die sie hätten heiraten können. Elena war eine von ihnen.

Aber vielleicht war das ja sogar besser, als in den Armen eines Mannes gefangen zu sein, der überhaupt nicht zu ihr passte.

Im schräg einfallenden Licht der versinkenden Sonne bot sich Elena exakt das Bild, das sie aufnehmen wollte. Weiter vorn stand eine junge Frau, jünger als sie, vielleicht zwanzig Jahre alt, halb dem Licht zugewandt. Es war weich, fast golden, und berührte sie sanft, hob ihre

Jugend, ihr absolut faltenloses Gesicht hervor. Sie hatte eine rotbraune Haarmähne und hellbraune Augen, in denen sich das Licht spiegelte. Sämtliche Linien wirkten bei ihr gerade, scharf konturiert, klassisch. Nur der Rauch ihrer Zigarette verflüchtigte sich im Ungefähren.

Schon hatte Elena die Leica aus der Kameratasche gezogen, richtete sie auf ihr Motiv, stellte die Schärfentiefe ein und drückte ab.

Als das Mädchen das leise Klicken hörte, drehte es sich um. Der Moment war vorbei.

»Hoffentlich haben Sie nichts dagegen«, entschuldigte sich Elena. »Sie sind so reizend und haben perfekt zur Szene gepasst ...«

Die junge Frau zuckte mit den Schultern. »Schon gut, das macht mir nichts aus.« Und mit einem ange deuteten Lächeln entfernte sie sich.

Als sie die Treppe zu dem Hotelzimmer hinaufging, das sie mit Margot teilte, drehten sich Elenas Gedanken immer noch um das Foto. Erst als sie ins Zimmer trat, rief sie sich zur Ordnung: Es war an der Zeit, sich fürs Dinner umzuziehen. Schließlich freute sie sich darauf, mit Ian Newton zu speisen, ein Gefühl, das sie schon lange nicht mehr erlebt hatte.

Margot war bereits fertig mit ihren Vorbereitungen für den Abend. Das rote Kleid hatte sie gegen eine lila farbene Paillettenrobe eingetauscht. Reichlich wagemutig und dennoch schmeichelhaft schmiegte das Kostüm sich an ihren Körper. Bei jemand anders hätte das

vielleicht ordinär gewirkt, doch da Margot gerten-schlank war, deutete die Robe ihre Figur eher an, als dass sie sie offenbarte. Sie sah schlicht umwerfend aus und war sich dessen eindeutig bewusst – so war Margot eben.

»Wo hast du gesteckt?«, wollte sie wissen, als Elena hereinschlenderte. »Einen Wirtschaftsfachmann, der so wahnsinnig interessant wäre, kann es unmöglich geben.«

»Ich habe ein Foto von einem Mädchen im Dämmerlicht geschossen. Daraus könnte was wirklich Gutes werden. Die Schatten haben die Linien in ihrem Gesicht wundervoll betont. Einen Moment lang war sie richtig schön ... und jung ... und hoffnungslos ... Als hätte sie sehen können, wie die Zeit vor ihren Augen zerrinnt und verschwindet, noch ehe sie die Hand danach ausstrecken kann.«

»Und genauso ist es tatsächlich«, erwiderte Margot kurz angebunden. »Wir kommen zu spät zum Essen, wenn du dich nicht beeilst.«

Zehn Minuten später trat Elena frisch gewaschen und umgezogen aus dem Badezimmer. Sie hatte ihre Haare gebürstet und sich dezent geschminkt. Schmuck hatte sie nicht angelegt, nur den Ring, den sie immer an der rechten Hand trug.

Margot begutachtete sie kritisch. »Um Himmels willen, Elena! Dieses blaue Kleid schreit ja geradezu danach, in den Müll geworfen zu werden. Und es sagt auch noch was anderes: ›Kommt mir bloß nicht zu nahe! Ich bin eine Zuschauerin, keine Spielerin. Mir

geht es um nichts als Sicherheit, lasst mich gefälligst in Ruhe!« Sie baute sich dicht vor ihrer Schwester auf. »Du könntest es bei deiner Beerdigung tragen, und niemand würde befürchten, dass du noch lebst.«

»Das ist wirklich nicht nett von dir«, protestierte Elena.

»Aber wahr. Wenn du keinen Busen hättest, würdest du darin aussehen wie eine Zwölfjährige. Nimm mein schwarzes Kleid. Ich habe es noch nicht getragen. Mach aber schnell.«

»Es wird mir nicht passen«, wandte Elena ein, ohne es ernst zu meinen. Sie wusste, dass es genau die richtige Größe hatte.

»Ach, sei still und zieh's einfach an!«, befahl Margot. »Es wird wenigstens ein paar Leute aus dem Schlaf reißen. Vielleicht bringt es dir sogar eine gute Gelegenheit zum Fotografieren ein. Ich darf doch annehmen, dass du dich den ganzen Abend nicht von deiner Kamera trennen wirst?«

Elena gehorchte. Sie wusste, dass Margot mit dem blauen Kleid recht hatte. Es schützte tatsächlich vor Männerblicken. Seit der Sache mit Aiden hatte sie all die Jahre versucht, in Sicherheit zu bleiben. Auf verquere Weise war es sogar recht taktvoll von Margot gewesen, das nicht direkt zu sagen. Aber viel hatte nicht gefehlt, und sie wäre damit herausgeplatzt.

Zu guter Letzt gingen sie gemeinsam zum Speisesaal hinunter. In Margots Kleid fühlte Elena sich befangen. Deutlich spürte sie, dass sich mehrere Köpfe ihnen zuwandten. Aber wen die Männer anstarrten, war ihr

nicht klar. Margots lila Kleid war mindestens genauso aufregend.

Wie er es versprochen hatte, wartete Ian vor der Tür. Er stand halb mit dem Rücken zu ihnen und unterhielt sich mit einem großen, dunkelhaarigen Mann von ungefähr seinem Alter und ansprechendem Äußeren. Als der Dunkelhaarige Elena bemerkte, wurden seine Augen groß.

Jetzt drehte sich Ian um und trat ihnen entgegen. »Sie sehen fantastisch aus«, sagte er schlicht. »Und Sie müssen Margot sein.« Dass er sie in dem roten Kleid hatte tanzen sehen, erwähnte er nicht. Er reichte ihr die Hand. »Ian Newton. Sehr erfreut.«

Margot lächelte. »Margot Driscoll. Die Freude ist ganz meinerseits, Mr Newton.«

Ian wandte sich an den anderen Mann. »Walter Mann, Margot Driscoll und Elena Standish.«

Es dauerte einen langen Moment, bis Walter Mann die Fassung wiedererlangt hatte. Elena nahm das überrascht, aber auch amüsiert zur Kenntnis. War das schwarze Kleid wirklich so atemberaubend? »Guten Abend, Mr Mann.«

»Miss Standish«, erwiderte er, immer noch etwas verwirrt. Er hatte ausgeprägte, dichte Brauen und extrem dunkle Augen. Er wandte sich Margot zu. »Miss Driscoll.«

»Mrs Driscoll«, korrigierte Margot ihn, lächelte aber. Witwen ihres Alters gab es mehr als genug.

Ian fasste Elena leicht am Arm. »Ich habe mir die Freiheit genommen, einen Tisch für vier zu bestellen.

Ich kann doch hoffen, dass Ihnen das recht ist?« Er blickte beide Schwestern an.

»Aber natürlich«, antwortete Margot. Was hätte sie auch anderes sagen können?

2

Margot schritt durch den Speisesaal Richtung Fensterseite, die einen herrlichen Blick aufs Meer bot. Walter Mann war äußerst charmant und bemühte sich auch gar nicht darum, seine Bewunderung für sie zu verbergen. Das vermochte Margot allerdings nicht zu beeindrucken; Situationen wie diese war sie gewohnt.

Sie erreichte den reservierten Tisch, und während Ian für Elena einen Stuhl heranzog, fragte Walter Mann Margot, ob sie lieber aufs Meer oder in den Saal schauen wollte.

»Oh, in den Saal bitte«, antwortete Margot. »Ich liebe das Meer, aber es verändert sich nie allzu sehr. Bei den Menschen passiert da viel mehr.«

»Beobachten Sie gern Leute?« Er sah lächelnd zu, wie sie sich setzte, und nahm dann neben ihr Platz.

Margot lachte. »Dieser Typ ist eher meine Schwester. Sie ist Fotografin von Beruf. Mit einem Auge achtet sie ständig auf den Ausdruck von Gesichtern, auf Licht und Schatten und die Gestaltung von Szenen.«

»Und ist sie gut?« Walter Mann wirkte interessiert.

Margot sah, dass Elena und Ian Newton bereits in ein Gespräch vertieft waren. »Wie aufrichtig soll meine Antwort sein?«

»Oh, habe ich da etwa in ein Wespennest gestochen?« Walter Mann war zu höflich, um zu lachen, aber seine Augen funkelten vergnügt.

»Allerdings. Sie ist nämlich auf dem Sprung, eine sehr gute Fotografin zu werden.« Margot seufzte. »Wenn sie sich nur auch um ihre Gefühle kümmern würde und nicht bloß um ihr technisches Geschick!«

Trotz ihrer Sorge aß sie wenig später mit großem Appetit und warf immer mal wieder einen Blick zu Elena. Ihre Schwester schien ganz im Gespräch mit Ian Newton aufzugehen. So gelöst und lebhaft wie jetzt hatte Margot sie schon lange nicht mehr erlebt. Ähnlich lebensfroh war sie früher gewesen, bevor Aiden sein Land verraten und Elena betrogen hatte. Seitdem hatte sie entsetzliche Angst davor, erneut verletzt zu werden – wem wäre es nicht so ergangen? Sich jedoch jede weitere Liebesbeziehung zu verbieten, das bedeutete zwangsläufig, einen Teil seiner selbst abzutöten.

Was sie selbst traf, hatte Margot geglaubt, sie würde nach einer angemessenen Zeit der Trauer um Paul jemand anders finden, den sie lieben konnte. Bloß wie lange war »angemessen«? Für sie existierte sogar fünfzehn Jahre nach Pauls Tod nichts, was über eine flüchtige Bekanntschaft hinausging. Sie war so dumm gewesen zu hoffen, irgendwo könnte es vielleicht eine neue Liebe geben, während sie sich zugleich schuldig fühlte, weil sie an eine solche Möglichkeit zu glauben wagte. Doch dann war in all den Jahren einfach niemand aufgetaucht, der ihr etwas bedeutete. Vielleicht erging es halb Europa so, wenn man hinter die

Fassade der Menschen schaute und in ihr Inneres vor- drang.

Bei Elena verhielt es sich allerdings anders. Sie hatte schlicht keine ungetrübten Erinnerungen an die Zeit mit Aiden. Für sie war alles im Zusammenhang mit ihm schmerhaft und musste getilgt werden.

Während Margot Walter Mann zerstreut zuhörte, beobachtete sie Ian Newton. Dem Wenigen, was sie aufschnappen konnte, entnahm sie, dass er in Cambridge gewesen war. So viele Verwandte von ihr hatten dort studiert. Darunter ihr Großvater, Lucas Standish, obwohl sie nicht wusste, was sein Spezialgebiet gewesen war – wahrscheinlich Geschichte und Altphilologie. Ihr Vater, Charles Standish, hatte Sprachen und neuere Geschichte studiert, was bei jemandem, der eine Karriere im Auswärtigen Amt anstrebte, praktisch auf der Hand lag. Ihr Bruder Mike hatte sich für Latein und Altgriechisch immatrikuliert, ehe der Krieg dazwischenkam.

Auch Elena war nach Cambridge gegangen und hatte ein Studium der Altphilologie aufgenommen, ganz einfach weil sie für ihr Leben gern lernte. Margot konnte sich gut vorstellen, wie ihre Schwester elegant in einem dieser flachen Kähne saß, für die Cambridge bekannt war, während Ian lässig, einen Stab in der Hand, im Heck stand und das Boot ruhig über den glitzernden Fluss Cam glitt. Kannte Elena Ian vielleicht schon länger, zumindest vom Sehen? Sie nahm sich vor, ihre Schwester zu fragen.

Margot hatte weder in Cambridge noch irgendwo anders studiert. Mit achtzehn Jahren war sie bereits

Braut gewesen – und eine Woche nach ihrer Hochzeit Witwe.

Sie bemerkte, dass Walter Mann sie beobachtete. War das etwa Mitgefühl, das in seinen Augen schimmerte? Verdammt noch mal, sie brauchte sein Mitleid nicht! Sie schenkte ihm ein demonstratives Lächeln. Auf derlei verstand sie sich. Darin hatte sie genügend Übung.

Eine Band spielte leise im Hintergrund. Das Stück hatte einen hypnotischen Klang und einen unwiderstehlichen Rhythmus. Es war irgendetwas Amerikanisches. Auf dem Parkett tanzten junge Leute, umhüllt von der Musik und anscheinend weltvergessen. Sie konnte ihre Gesichter sehen, so viele davon auf ihre eigene Weise wunderschön.

Warum sah sie eigentlich nur zu, statt mitzutanzen? Mittlerweile hatten alle an ihrem Tisch gegessen; Zeit, den Abend zu genießen.

Als hätte er ihre Gedanken gelesen, stand Walter abrupt auf. Lächelnd schaute er ihr in die Augen. »Möchten Sie mit mir tanzen? Ihr Kleid ist exquisit und schreit geradezu nach anmutigen Bewegungen. Mit anderen Worten: Sie sind genau das, was ihm zur Vollendung fehlt.«

Margot blickte mit einem schnellen und ungekünstelten Lächeln zu ihm auf. Dass er sie auf diese Weise ansprechen würde, hatte sie nicht erwartet. »Danke. Das ist ein neuer und reizvoller Gedanke. Schließlich ist so Weniges vollkommen.«

»Da muss ich Ihnen widersprechen«, erwiderte Walter leichthin. »Alles hier ist perfekt: das Licht, die

Musik, der Hauch von Verzweiflung, als würde das ganze Ambiente sich in Luft auflösen, sobald wir aufhören, es zu genießen. Es ist wie Sonnenschein im englischen April, der deshalb so kostbar ist, weil wir wissen, dass es in spätestens einer Stunde wieder regnen wird. Das Licht wird nicht bleiben, und dann wird es noch kälter sein als zuvor.«

Mit aufrichtigem Interesse musterte sie sein Gesicht.

Er behielt sein charmantes Lächeln unverändert bei. »Und andererseits: Wenn wir hier die ganze Zeit Licht hätten, würden wir es als selbstverständlich voraussetzen und gar nicht mehr wertschätzen.«

Das Lied war inzwischen verhallt, und die Musiker setzten ihre Instrumente für die nächste Nummer an.

Margot stand auf. »Ich würde sehr gern tanzen.« Sie trat einen halben Schritt auf Walter zu.

Er hielt sie ganz leicht in den Armen. Und als die nächste Melodie erklang, war es Margot, als würde sie von einer Strömung fortgetragen. Walter war ein wunderbarer Tänzer und Gott sei Dank feinfühlig genug, um nicht zu sprechen. Margot gab sich einfach dem Rhythmus hin und folgte Walters Bewegungen.

Die Stücke und Rhythmen wechselten, aber das machte nichts aus. Geschmeidig passte Walter sich an und sie mit ihm. Das machte zu einem großen Teil das Geheimnis des Erfolgs aus – nicht nur in der Kunst, sondern auch im richtigen Leben: die Fähigkeit, sich ohne Zögern einem neuen Rhythmus anzupassen.

Margot stieß ein leises, entzücktes Lachen aus.

Er zog sie etwas näher an sich, nur wenige Zentimeter.

Sie lehnte sich in seinem Arm zurück und sah zu ihm auf. Er hatte außergewöhnliche Augen. Lagen darin schmerzhafte Erinnerungen verborgen, die die ihren widerspiegeln, oder bildete sie sich das nur ein? Er hielt sie wunderbar sanft und behutsam. Vielleicht hatte auch er jemanden verloren? Doch wer hatte das nicht? Sie sollten einander noch fester halten, dachte Margot, und sich ganz der Musik hingeben.

Elena tanzte nun ebenfalls. In Ians Armen schwebte sie mit einer Leichtigkeit dahin, als hätte sie ihn schon immer gekannt. Wie Margot hasste sie es, beim Tanzen zu sprechen. Die Konversation lag in den Bewegungen, und über alles herrschte die Musik.

Elena blickte sich im Saal um. Hier waren fast nur Männer: kultiviert, intelligent – und staubtrocken. Einige hatten ein bisschen über den Durst getrunken, wirkten aber lediglich schlafbrig. Himmel, hatten sie sich etwa gelangweilt?

Die Musiker ließen die letzten Töne ausklingen und erhoben sich. Offenbar war es mit der Musik vorbei.

Margot, Elena und die zwei Männer kehrten zu ihrem Tisch zurück, wo Ian allen eine gute Nacht wünschte. »Darf ich Sie zu Ihrem Zimmer begleiten?«, fragte er Elena und reichte ihr seinen Arm.

Nachdem sie mehrere Türen durchschritten und den ersten Stock erreicht hatten, blieb Elena stehen und drehte sich zu Ian um. »Danke für einen wunderbaren Abend«, sagte sie lächelnd. Es war mehr als eine höfliche

Floskel. So glücklich wie heute war sie seit Jahren nicht mehr gewesen.

»Es hat Spaß gemacht«, erwiderte Ian flapsig, doch seine Augen blieben ernst dabei. »Ich denke, ich sollte Assistent einer Fotografin werden. Das ist unendlich viel befriedigender, als Artikel über Wirtschaftsthemen zu schreiben.«

»Das ist ein sehr unsicherer Beruf«, antwortete Elena ebenso leichthin.

»Das Leben an sich ist sehr unsicher«, konterte Ian. Dann plötzlich fiel alles Humorvolle von ihm ab. »Man sollte sich an das halten, was gut daran ist, und ...«

Was immer er hatte hinzufügen wollen, wurde durch ein grässliches Kreischen ein Stockwerk höher übertönt. Für einen Moment erstarrten sie, dann wirbelte Ian herum und rannte nach oben in die Richtung der Schreie, die wieder und wieder durch das Haus gellten.

Elena folgte ihm. Im Laufen fingerte sie die Kamera aus der Tasche. Da musste jemand in höchster Not sein.

Im nächsten Moment blieb Ian abrupt vor einer jungen Frau im schwarzen Kleid und der weißen Schürze eines Zimmermädchen stehen. Ihr Gesicht war aschfahl, und sie hatte sich die Hand auf den Mund geschlagen. Die Tür des Wäscheschanks hinter ihr klaffte auf, und davor lag ein verkrümmter Mann. Der groteske Winkel von Kopf und Genick verriet, dass er tot sein musste.

Aus Ians Gesicht wich alle Farbe. Er legte die Arme um das schluchzende Zimmermädchen und drückte es an sich. Als er sprach, klang seine Stimme halb er-

stickt. »Kommen Sie mit. Sie können ihm nicht helfen. Schauen Sie nicht hin ...« Mit festem Griff führte er die Hotelangestellte um die Ecke, fort von der Leiche.

Elena blieb allein zurück und starrte wie gebannt den Toten an, der aus dem Schrank herausgerollt war, als das Zimmermädchen die Tür geöffnet hatte. Es war ein Mann mittleren Alters von unauffälligem Äußeren. Olivfarbene Haut, etwas schütteres schwarzes Haar. Er mochte aus Italien oder einem anderen südlichen Land stammen. Kannte Ian ihn? War das der Grund, warum er so entsetzt reagiert hatte? Elena zitterte, schaffte es aber trotzdem, eine Aufnahme zu machen, bevor sie die Kamera wieder in der Tasche verstauten. Gewiss, sie war Fotografin, doch vielleicht verstieß sie gegen ein Gesetz, wenn sie eigenmächtig einen Tatort ablichtete.

Jemand ergriff sie schüchtern am Arm. »Signorina ... bitte setzen Sie sich ...«

Sie drehte sich um. »Mir fehlt nichts, danke. Aber dieser Mann ... er ist ...« Mit bebenden Nasenflügeln holte sie Luft. »Tot ... eindeutig tot. Wer ist das?«

»Das weiß ich nicht.« Der Mann ihr gegenüber war der stellvertretende Geschäftsführer des Hotels. Sie kannte ihn vom Sehen, da er in den letzten Tagen mehrmals an ihr vorbeigelaufen war. »Bitte ... ich möchte die Behörden informieren. Das kann kein Unfall gewesen sein. So, wie er daliegt ...«

»Nein, natürlich nicht.« Zumindest versuchte der Mann nicht, sie mit Lügen abzuspeisen. »Ich gehe jetzt in mein Zimmer.«

»Fehlt Ihnen wirklich nichts? Soll jemand zu Ihnen kommen?«

»Nein danke. Ich bin mit meiner Schwester zusammen.« Elena bedankte sich noch einmal und lief durch den langen Korridor zurück zu der Stelle, wo Ian in fließendem Italienisch mit dem Zimmermädchen redete. Sein Ton war sehr sanft, doch er war immer noch kreidebleich. Die Knöchel der Hand, die das Mädchen stützte, waren weiß, als kostete ihn diese Geste eine ungeheure Anstrengung. Endlich tauchte eine ältere Hotelangestellte auf und übernahm die Kontrolle über die Situation. Freundlich, aber bestimmt dankte sie Ian und entließ ihn.

Offenbar war die Polizei bereits vor Ort, denn nun traten zwei uniformierte Beamte an Ian heran. Anders als die Frau sprachen sie Englisch mit ihm.

»Nun, Sir, möchten Sie uns schildern, was geschehen ist?«, begann der Ranghöhere der beiden.

Ian erklärte es ihm wahrheitsgemäß, ebenfalls auf Englisch.

»Und diese junge Dame war in Ihrer Begleitung?« Der Polizist blickte Elena an.

Elena nickte. »Ja.«

»Sie kennen diesen armen Mann?« Er deutete auf die Leiche zu ihren Füßen.

»Nein, Sir«, antwortete Ian mit leicht zitternder Stimme, das Kinn vor Anspannung vorgeschoben.

Doch Elena war sich fast sicher, dass er log.

3

Lucas Standish saß in seinem Arbeitszimmer im Sessel und blickte in den Garten hinaus. Das Muster der Blätter vor dem Himmel gefiel ihm jedes Mal aufs Neue. Selbst die im Winter kahlen Zweige hatten etwas einzigartig Zartes. Und jetzt präsentierten sich die Bäume in ihrer ganzen Frühlingspracht.

In diesem Raum sah es aus, wie man es sich bei einem älteren Herrn vorstellte, der das angenehme Dasein eines Pensionärs genoss, nur die außerordentlich vielen Bücher längs der Wände waren vielleicht etwas Besonderes. Lucas war ein ruhiger Mann, der sich mit Literatur und Philosophie beschäftigte. Jedenfalls stellte er es nach außen so dar, auch vor seiner eigenen Familie.

Doch in Wahrheit war er im Krieg lange der Direktor des MI6 gewesen, des militärischen Geheimdienstes. In Gedanken bezeichnete er diese Zeit häufig als den »letzten Krieg«, denn er befürchtete, dass es bald wieder einen geben würde. Inzwischen war er Anfang siebzig und gehörte nicht mehr offiziell der Spionageabwehr an, doch sein Interesse daran hatte keineswegs nachgelassen, und er wusste auch jetzt noch bestens über die aktuellen Geschehnisse Bescheid. Er verfügte über die

verschiedensten Quellen und war überdies scharfsinnig genug, all das, was in den Zeitungen zu lesen war, zu einem größeren Ganzen zu verknüpfen, und teilweise auch das, was zwischen den Zeilen stand, die Halbwahrheiten, die eine große Lüge verbargen.

Der einzige Politiker, dessen Urteil er traute, war Winston Churchill. Er kannte diesen Mann persönlich und mochte ihn. Doch Churchill hatte sich schon seit einiger Zeit von der Macht entfernt, und es war nicht damit zu rechnen, dass er sie in absehbarer Zukunft wiedererlangen würde. Diejenigen, die jetzt in Amt und Würden waren, hörten nicht auf ihn; man schien seine Überzeugungen nicht mehr ernst zu nehmen.

Teilweise konnte Lucas diese Skeptiker gut verstehen. Nur allzu gern hätte auch er geglaubt, dass Adolf Hitlers kometenhafter Aufstieg keine Bedrohung darstellte, für Europa nicht und schon gar nicht für England. Doch all seine Instinkte warnten ihn, dass die Gefahr in Wahrheit von Woche zu Woche zunahm. Erst Ende Januar, vor nicht ganz vier Monaten, hatte Hitler mit der Zustimmung einer überwältigenden Mehrheit des deutschen Volkes die Macht an sich gerissen.

Infolge der verheerenden Verluste durch den Krieg waren in ganz Europa neue Ideologien aus dem Boden geschossen. Seit der Ermordung des russischen Zaren verhalf in allen anderen Ländern die Angst vor dem Kommunismus rechten Ideologen zu ungeheurem Zulauf. Hatte Benito Mussolini in Italien zunächst einige Veränderungen zum Guten durchgeführt, wurde sein Regime immer autoritärer, ja momentan schuf er die

Grundlage für den Wahnsinn einer Diktatur. Einige der Geschichten, die Lucas gehört hatte, grenzten ans Groteske, doch er wusste, dass sie nur allzu wahr waren und dass den Leuten das Lachen bald vergehen würde.

In Spanien kämpften gegenwärtig mehrere politische Gruppierungen erbittert um die Macht, und niemand wusste, wohin das führen würde.

Die tiefsten Sorgen löste Deutschland bei ihm aus. Der Vertrag nach dem Krieg war einfach zu hart für das Land gewesen. Millionen von Menschen, die nicht für die Ruhmsucht ihres Kaisers verantwortlich gemacht werden konnten, waren ins Elend gestürzt worden. Ir-gendjemandem die Schuld zu geben hatte keinen Zweck. Wie Lucas das sah, war niemand wirklich frei davon – nicht wegen seines Tuns, sondern wegen seiner Tatentlosigkeit.

Ein leises Klopfen an der Tür riss Lucas aus seinen Gedanken. »Komm rein«, sagte er sofort. Ohne Zweifel war das seine Frau Josephine, die ihn daran erinnern wollte, dass ihr Sohn Charles mit ihrer Schwiegertochter Katherine zum Essen kam und er sich darauf vorbereiten musste. Rein äußerlich brauchte er ein frisches Hemd, während er sich innerlich gegen die Meinungsverschiedenheiten wappnen musste, die es zwangsläufig geben würde, egal, wie eindringlich er sich schwor, sich nicht in einen Streit verwickeln zu lassen.

Josephine kam herein. Sie war so alt wie er, und obwohl sie seit über einem halben Jahrhundert miteinander verheiratet waren, bereitete es Lucas immer noch Freude, sie anzuschauen. Er empfand tiefe Zuneigung

und Dankbarkeit für alles, was sie miteinander geteilt hatten. Viele andere Männer hätten sie vielleicht nicht besonders schön gefunden, aber ihm gefiel sie nach wie vor. Die Schönheit lag in ihren Augen, ihrem schnellen Lächeln, in der Lebenskraft, die sie sogar dann verströmte, wenn sie regungslos dasaß. Er wusste, dass ihre Freimütigkeit manche verschreckte, doch er sah darin ein Zeichen für Ehrlichkeit, für Klarheit im Denken und sogar für Frieden mit sich selbst und schätzte es. Seine Enkelin Elena besaß diese Eigenschaft wohl auch, allerdings hatte sie eine Generation übersprungen. In Charles war leider nichts davon zu entdecken.

»Ich weiß«, murmelte Lucas, bevor Josephine etwas sagen konnte. »Sie werden in weniger als einer halben Stunde vor der Tür stehen. Er kommt ja immer pünktlich.« Er wusste nicht so recht, ob das als Lob oder als Tadel gemeint war. Nun, wenn er ehrlich war, freute er sich ganz und gar nicht auf diesen Besuch. Was Politik betraf, waren er und sein Sohn zuletzt ständig in Streit geraten. Natürlich hatte Charles nicht den Hauch einer Ahnung von Lucas' Aufgabe beim Geheimdienst. Über solche Dinge sprach man nicht einmal mit seinen engsten Angehörigen. Für die Familie war er ein ziviler Ministeriumsbeamter, dessen Tätigkeit zu langweilig war, um auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Die Allgemeinheit wusste ja nicht einmal, dass es den MI6 überhaupt gab.

Charles war in den diplomatischen Dienst gegangen und hatte dort glänzende Erfolge erzielt. In vielen europäischen Hauptstädten und sogar in Washington

hatte er hohe Ämter bekleidet. Dabei war seine charmante und sehr kluge Frau, die aus Amerika stammte, natürlich von Vorteil gewesen. All das war öffentliches Wissen.

Als Lucas beim Geheimdienst angefangen hatte, war es ihm zunächst schwergefallen, völliges Schweigen über seine Arbeit zu wahren, doch mit der Zeit war ihm diese Geheimhaltung zur Gewohnheit geworden. Auf keinen Fall wollte er seine Familie mit der Wahrheit über seine Tätigkeit belasten, über die Natur der Entscheidungen, die er treffen musste. Je höher er in seinem Amt aufgestiegen war, desto diskreter hatte er vorgehen müssen. »Reden ist Silber, Schweigen ist Gold« war unter Spionen mehr als ein bloßes Sprichwort, sodass kein Wort darüber nach außen drang, welche Truppen wohin bewegt wurden oder was in welchen Fabriken hergestellt wurde.

Allmählich schien Josephine des Wartens auf eine Antwort überdrüssig zu werden. »Zeit fürs Abendbrot, Toby!«, rief sie fröhlich, worauf der Hund, der bisher zu Lucas' Füßen gelegen hatte, aufsprang und hinter ihr hertapste. Er verstand eine ganze Reihe von menschlichen Wörtern, und »Abendbrot« gehörte zu den wichtigsten. In seinem Eifer folgte er ihr so dicht auf dem Fuß, dass er ihr unweigerlich gegen die Beine geprallt wäre, wenn sie abrupt stehen geblieben wäre.

Lächelnd erhob sich nun auch Lucas und schritt langsam zur Tür, vorbei am Bücherschrank, der all seine Lieblingswerke enthielt, Titel, die er ausnahmslos gelesen und mehrmals wiedergelesen hatte. Es war viel Lyrik

dabei, vor allem zeitgenössische Dichter wie Housman, Sassoon und Chesterton, an denen sein Herz hing. Dazu eine sehr abgegriffene Shakespeare-Ausgabe, die sich bei *Hamlet* oder *Julius Caesar* fast schon von selbst aufschlug, sowie ein nicht weniger oft benutzter Dante, dessen *Inferno* der häufige Gebrauch besonders deutlich anzusehen war. Gerade dieses Werk war für Lucas zeitlos gültig. Wenn ein Mensch begreifen könnte, dass er nicht *für* seine Sünden bestraft wurde, sondern *durch* sie, und dass er deswegen nicht zu seiner vollen Entfaltung gelangte – wie grundlegend würde ihn diese Erkenntnis verändern!

Darüber hinaus gab es noch etwas im Bücherschrank, das anzuschauen er nicht immer über sich brachte: ein Foto von Mike, seinem einzigen Enkel. Elena hatte es geschossen, um für Porträtaufnahmen zu üben. Es zeigte einen Neunzehnjährigen in der Uniform der Armee, der mit strahlendem Gesicht in die Ferne blickte. Es war eine der letzten Aufnahmen, die er von sich hatte anfertigen lassen, und hatte ihn auf das Treffendste erfasst mit seiner Herzenswärme und seinem Lebensmut. Umso schmerzhafter war es, sich damit abzufinden, dass er nie wieder nach Hause kommen würde.

Wie so oft blickte Lucas auch diesmal an der Fotografie vorbei. Nicht dass das etwas nützte! Sie hatte sich ihm bis ins kleinste Detail eingeprägt, und er konnte sie sogar mit geschlossenen Augen vor sich sehen. Mikes Abschied hatte er in lebhafter Erinnerung. Wie sehr der Junge seinen letzten Aufenthalt hier genossen hatte! Jede Stunde hatte er ausgekostet, als hätte er gewusst,

dass er nicht mehr zurückkehren würde. Doch wenn es in den Krieg ging, hatten alle Männer diese Befürchtung. Jeder hatte Freunde verloren, Menschen, mit denen er aufgewachsen war, und neue Gefährten, mit denen er im Grauen und der Einsamkeit des Kriegs Freundschaft geschlossen hatte. Das war eine Kameradschaft, für die es keine Vergleiche gab. Mike hatte gern wilde, unglaublich alberne Witze gemacht, und er hatte stets eine solche Lebendigkeit versprüht, dass Lucas es einfach nicht glauben konnte, als das Telegramm eingetroffen war.

Spürten alle das Gleiche? Dieses entschlossene Nichtwahrhabenwollen? Diese Verwirrung? Und dann diesen Schmerz, der sich in einen hineinbohrte und einem das Herz, die Seele zerfraß?

Margot hatte ihren Mann in derselben Woche und an derselben Front verloren. Er erinnerte sich an ihr Gesicht, als wäre es gestern gewesen. Manchmal zeigte sich der Ausdruck, wenn sie glaubte, niemand würde sie beobachten. Arme Margot! Sie war immer noch in so vielerlei Hinsicht verloren. Und es gab nichts, was Lucas oder sonst jemand tun konnte. Elena hatte es versucht, und auch Josephine – vergeblich. Nicht einmal Charles, der ihr so nahestand, war zu ihr durchgedrungen.

Lucas unterdrückte einen Seufzer. Einfach jede Familie, die er kannte, hatte jemanden verloren. Das hielt er sich vor Augen, als er den Hausflur durchquerte und die Treppe erklimm, denn er musste geduldig mit Charles sein, dem Sohn, der jetzt so leidenschaftlich

verkündete, dass es nie wieder einen Krieg wie den letzten geben durfte. Niemand sollte mehr so um ein Kind trauern müssen wie er. Für Charles war das die einzige vernünftige Lehre, die der Krieg der nächsten Generation vermitteln konnte: nie wieder.

Lucas wusste, dass Tausende dasselbe empfanden. Es musste einen anderen Weg geben, egal, was es kostete. Wer gekämpft hatte und zurückgekehrt war, spürte es in seinem tiefsten Inneren. Man brauchte diesen Männern nur in die Augen zu sehen, um das zu erkennen.

Charles hatte seinen einzigen Sohn verloren. Lucas hatte seinen noch, und wie unterschiedlich ihre Ansichten auch sein mochten, er durfte einfach nicht mit ihm streiten.

Allein schon um Josephines willen, die auch genug über den Krieg wusste. Damals hatte sie einen großen Teil ihrer Zeit in der außerhalb von London stationierten Dechiffrierabteilung der Armee verbracht. Auch wenn er ihr nichts über seine Tätigkeit erzählen durfte, hatte er durchaus Kenntnis über die ihre.

Peter Howard gehörte zu den Wenigen, mit denen er offen sprechen konnte, und sie waren immer noch Freunde. Howard war sein einziger Verbindungsmann beim MI6 und damit sein Zugang zu den Geheimnissen, die er noch kannte, zu den Maßnahmen, an denen er noch beteiligt war. Die Technologie war vorangeschritten, die Codes waren größtenteils geändert worden, aber die menschliche Natur war immer noch dieselbe – mit all ihren Stärken und Schwächen.

Während Lucas sich für den Abend herrichtete, betrachtete er sein Gesicht im Spiegel. Hager war es, markant und auf den ersten Blick asketisch. Erst bei näherem Hinsehen bemerkte man den humorvollen Ausdruck und eine gewisse Zartheit um die Augen.

Wie Lucas schon erwartet hatte, trafen Charles und Katherine pünktlich ein. Katherine war eine auf einzigartige Weise elegante Frau, nicht wirklich schön, doch mit ausdrucksstarken Zügen. Ein bisschen größer als der Durchschnitt und sehr schlank, gelang es ihr stets, anmutig zu wirken und sich ebenso geschmackvoll wie raffiniert zu kleiden. Heute trug sie ein langes, dunkelgraues, leger sitzendes Seidenkostüm mit weichem Futter, das ihrem kantigen Körper schmeichelte. Auch das gehörte zu ihren Fähigkeiten.

Die kühle Abendbrise im Rücken, eilte sie ihren Schwiegereltern entgegen. Zur Begrüßung sagte sie etwas von Vorfreude auf einen angenehmen Abend, strahlte Lucas an und hauchte ihm einen Kuss auf die Wange. Während er die Geste flüchtig erwiderte, stellte er – wie immer – fest, dass er keine Ahnung hatte, was Katherine wirklich dachte.

Dicht hinter ihr stand Charles. »Abend, Vater«, murmelte er lächelnd, Zoll für Zoll der geschniegelte Diplomat: elegant, makellos, der überaus gepflegte Schnurrbart ein schwarzer Strich in seinem Gesicht.

Lucas hielt die Tür weit auf. »Kommt rein! Wie geht es euch?«

Charles trat in den Flur, wo Vater und Sohn einander